

Die Resignation, welche der Türke im Unglück zeigt, beruht auf seinen religiösen Ansichten. Er glaubt nicht an eine blinde Nothwendigkeit, sondern an göttliche Vorherbestimmung. Diese Ueberzeugung verleiht ihm einen gewissen Stolz, der dem Muhammedaner überhaupt eigen ist; er glaubt von einem himmlischen Lichte erleuchtet zu seyn, dessen die Andersgläubigen entbehren müssen. Sein Fanatismus macht ihn ungerecht und grausam; er gestattet aber dem Raja die ruhige Ausübung seiner Religion, so lange dieser ihm gutwillig den Tribut entrichtet. Die Capitulation Jerusalems unter dem Chalifen Omar ist der Typus aller Verhandlungen mit besiegten Christen geworden.

Das Uebergewicht der Russen im Orient hat die Türken dahin gebracht, daß sie sich wenigstens nicht mehr für die erste aller Nationen halten. Auch Sultan Mahmud's neue Einrichtungen sind der Toleranz sehr günstig geworden. Unter dem Generalstabe der neuen Truppen, bei vielen Groß-Würdenträgern und am Hofe selbst ist der Islam nur noch etwas Neckerliches, während andere Muhammedaner das Gute in jeder Religion schätzen, ohne deshalb ihrem Glauben untreu zu werden. Was den religiösen Stolz der Türken zu Konstantinopel am empfindlichsten demüthigte, war die Einnahme von Algier, einer Stadt, die sie als ein Bollwerk des Islams zu betrachten pflegten. Wenn die Russen der Krim sich bemächtigt, die Donau überschritten, den Balkan selbst erstiegen hätten, so existirte noch, zum Troste des altgläubigen Moslim, eine jungfräuliche, von christlichen Einflüssen unberührte Stadt, wo die Religion Muhammed's unbeschränkt waltete. Die Engländer herrschten in Bagdad; Europäische Art und Sitte drang in Aegypten ein; Mekka selbst hatte den lecherischen Wobabiten einmal unterliegen müssen — Algier allein war noch das „unbesiegte Haus des heiligen Kampfes“ (Dar-ul-Dschihad), wie die Araber es nannten. Auch verbreitete die Nachricht von seinem endlichen Falle große Bestürzung und Entmuthigung unter den frommen Moslimen aller Gegenden.

Der Türke hat treffliche Anlagen zum Soldaten: er ist nervig, zu allen Leibes-Übungen geschickt, tapfer im Streite, gehorsam und gegen Strapazen wenig empfindlich. Ein Französischer Offizier, Herr Gaillard, hat die ersten regulären Truppen des Sultans gebildet und organisiert noch immer neue Regimenter. Eine zahlreiche junge Mannschaft, der vielleicht niemals Europäische Musik zu Ohren gekommen war, ist durch die Bemühungen des Piemontesers Donizetti so weit getrieben, daß sie jetzt vollständige Chöre geschickter Spielleute bildet.

Was aber den Fortschritten der Civilisation im Osmanischen Reiche unbezweifelnd mächtig entgegenwirkt, ist der Umstand, daß die Pforte keinen Ausländer in ihre inneren Angelegenheiten einweicht. Nur Muselmänner erhalten militärische Kommando's; der Französische, Britische oder Deutsche Offizier gilt für einen bloßen militärischen Lehrer, den man besoldet; der Sultan giebt solchen Instruktoren öfter Zeichen seines Wohlwollens; allein sie würden in viel größerer Achtung stehen, wenn man ihnen wirkliche Befehlshaberstellen übertrüge. Auch hätten die Türkischen Offiziere in diesem Falle weit nützlichere Vorbilder.

Der Türke reist wenig und besucht niemals ein Europäisches Land, es sey denn, daß er zu einer Gesandtschaft gehörte. Die Väter von Konstantinopel verlassen ihre Hauptstadt selbst zu mercantilen Zwecken nur selten, oder sie besuchen höchstens die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die Ererblichkeiten der Türken sind weder mannigfaltig, noch geräuschvoll. An schönen Sommertagen sieht man den Muselmann unter läßlichen Lauben, in der Nähe eines Springbrunnens, oder am Ufer des Bosporus fast unbeweglich sitzen und seine lange Pfeife rauchen. Man glaube aber ja nicht, daß er gedankenlos dasitzt: die Reflexion ist bei dem Türken immer thätig, er brütet still über die Zukunft, und bei dem Dampfe des Tschibuk reist mancher großartige Plan. Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß Türken, die aus einer niedrigen Stellung im Leben unerblich zu hohen Aemtern befördert wurden, dem ungewohnten Berufe fast ohne Ausnahme sich gewachsen zeigten.

Die vornehmen Türken lieben schöne Pferde; doch sieht man jetzt weniger Pferde in Konstantinopel, seitdem der Sultan das Beispiel großer Einfachheit in seinem kaiserlichen Hofhalt gegeben hat. Auch die ungeheuer zahlreichen Dienerschaften sind bedeutend reduziert worden.

Es giebt in Konstantinopel eine große Menge öffentlicher Schulen, die zum Theil fromme Stiftungen sind; auch können die Kinder aller Stände lesen und schreiben. Bei mehreren kaiserlichen Moscheen befindet sich eine höhere Lehr-Anstalt, wo Männer der Religion und des Gesetzes gebildet werden. Schon vor Mahmud bestand eine mathematische Schule, und der regierende Sultan hat ein chirurgisches Kollegium gestiftet, an dessen Spitze Europäische Wundärzte stehen. Beide Einrichtungen haben guten Fortgang. Die Türken zeigen überhaupt große Lernbegierde; möchten nur ihre Studien so geleitet werden, daß sie nicht bloß mit den Formen, sondern auch mit dem Geiste der Europäischen Kultur inniger sich befreundeten lernten!

Da wir eben von öffentlichen Anstalten reden, so sey auch der nächtlichen Feuerwachen in Konstantinopel Erwähnung gethan. Es giebt hier drei hohe Thürme, von denen einer im Mittelpunkte der Stadt, ein zweiter im Serai und der dritte in Galata steht. Auf diesen Thürmen befinden sich Feuerwachen. Sobald eine Feuersbrunst ausbricht, werden die benachbarten Hauptwachen davon in Kenntniß gesetzt; starke Patrouillen ziehen durch die Straßen, stoßen mit ihren dicken mit Eisen beschlagenen Stäben an den Boden und schreien „Feuer!“ indem sie das Stadtviertel nennen, wo die Feuersbrunst ausgebrochen ist. Dann eilt Jeder, der etwas zu verlieren hat, dorthin und rettet, was er kann. Die sehr leicht gebauten hölzernen Häuser, deren Wände oft von Innen mit Oelfarbe bemalt sind, gerathen schnell in Brand; weht nun in solchem unglücklichen Augenblicke der Wind, so gleicht die Feuersbrunst einem Strome, den nichts aufzuhalten vermag, und erlischt nicht eher, bis sie auf ihrem Wege an ein massives Steinernes

Gebäude stößt. Es ist ein erschütterndes Schauspiel, zu sehen, wie die Leute ihr Hausgeräth auf den öffentlichen Plätzen über einander werfen, wie Frauen und Kinder flüchten, und wie man Häuser einreißt, um der fressenden Flamme ein Ziel zu setzen. Die Spritz-Pumpen thun indeß ihre Schuldigkeit, und der Zuschauer beobachtet in ängstlicher Spannung den Kampf der beiden Elemente. Aber selbst da, wo das Feuer am ärgsten wüthet, entsteht keine Verwirrung; die morgenländische Resignation macht jedes Unglück erträglicher. Der Sultan, die Minister und die Großen des Reichs kommen persönlich und ermuntern zu eifriger Hülfeleistung. Oft sah ich eine ganze Familie in geringer Entfernung von ihrem abgebrannten Hause ruhig an einem Eckstein oder auf den Stufen vor einer Moschee sitzen und hörte die Unglücklichen mit großer Ruhe „Es war Gottes Wille“ sagen.

Der Sultan wird bei solchen Gelegenheiten auf eine sonderbare Weise geweckt; eine der Frauen, welche der inneren Wache seiner Gemächer vorstehen, tritt mit einer großen angezündeten Laterne aus rothem Zeuge ins Zimmer, ohne ein Wort zu reden; aber das Geräusch, das man vorzüglich beim Oeffnen der Thüre macht, weckt Seine Hoheit aus dem Schlafe. Der Sultan läßt sich sogleich die Details der Feuersbrunst melden und reitet im Nothfalle selbst nach der Brandstätte.

Mit den Muselmännern lebt in Konstantinopel eine Menschenklasse, die, ihrer Stellung nach, in unserer Gesellschaft nichts Analoges hat — es sind dies die Sklaven. Man denke hier nicht an eine Sklaverei, wie sie in den Amerikanischen Kolonien besteht; der Türke hält den Stand eines Sklaven nicht für schimpflich, sondern für die unterste Stufe der socialen Leiter, von der man bald sich erheben kann.

Die Muselmänner lassen ihre Sklaven in den Vorschriften des Korans unterweisen; stirbt der Sklave, noch ehe er zum Islam bekehrt ist, so wird er in eine Matte gewickelt, auf ein Brett gelegt und an der ersten besten Stelle begraben. Kein in Konstantinopel wohnender Christ darf Sklaven kaufen oder bei sich unterhalten, nur den Franken gestattet man zuweilen leibeigene Neger.

Viele Muselmänner aus den Provinzen kommen nach Konstantinopel, um daselbst durch ihre Industrie Geld zu erwerben. Die Türkischen Lastträger rekrutiren sich gewöhnlich unter den Lasen, einem wilden Volke, das einen Küstenstrich des Schwarzen Meeres am Fuße des Kaukasus bewohnt. Diese Lasen sind störrisch, brutal und schwer an Gehorsam zu gewöhnen. Auch viele Kurden lockt die Aussicht auf guten Erwerb nach der Hauptstadt; dieses athletische Volk gilt für ehrlich, ist aber sonst nicht viel gestitteter, als die Lasen. Die Barbaresken aus Tripolis, und noch mehr die aus Tunis, sind ein friedlicher Menschenschlag, und gelten für geschickte Handelsleute. Den Arabern aus Syrien, die übrigens nicht eben zahlreich sind, wirft man Betrug und Gaunerei vor, welche Laster der übrigen Muhammedanischen Bevölkerung Konstantinopels völlig fremd sind. (Bibliothèque Universelle.)

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Das Hinweisen auf die Pflicht, den Nachdruck zu vernichten, ist jetzt auch das Carthaginense delendam der geachteteren Amerikanischen Presse. Das vorletzte Heft der North-American Review macht bei Erwähnung einer in den Vereinigten Staaten erschienenen Ausgabe von Silvio Pellico neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern auf ihr Gesuch Schutz gegen den Nachdruck zu verleihen. „Ein Amerikanischer Buchhändler“, sagt das gebachte Blatt, „wird jetzt kein Narr seyn, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu bezahlen, dessen Absatz obendrein noch zweifelhaft ist, während er für gar nichts das neueste Werk eines populären Englischen Schriftstellers erhalten kann, von dem er sicher ist, eine Auflage zu verkaufen.“ — Hieraus geht natürlich für Nord-Amerika eben so wie für das ähnlich konstituirte Belgien die Konsequenz hervor, daß es zu keiner eigenen Literatur gelangen kann. „In unserem ganzen Lande“, fährt der Reviewer fort, „giebt es kaum ein Duzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden. Aber es möchte weniger zu untersuchen seyn, wie viele Schriftsteller Honorar bekommen, als wie viele kein solches erlangen können, und welche große Zahl talentvoller Männer sich durch diesen Umstand überhaupt zurückhalten läßt, ihre Zeit der Förderung literarischer Zwecke zu widmen. Ja, wer hat auch nur gehört, daß ein Amerikanischer Verleger jemals ein Manuscript gelesen habe? Ein anderer Nachtheil, der aus dem jetzigen Stand der Dinge entspringt, ist, daß das Land mit den schlechtesten und inkorrektesten Ausgaben überschwemmt wird. Wenn ein Englischer Schriftsteller, Bulwer oder Marryat z. B., einen Roman erscheinen läßt — gleich sind unsere Nachdrucker hinterher, und damit sie nun die Ersten auf dem Marke seyen, muß die ganze Prozedur mit der größten Eile vor sich gehen. Der Konkurrenz wegen muß das Buch auch recht wohlfeil seyn und erscheint daher in schlechtesten Gewande, oft auf Bispapier, so daß nach fünf oder sechs Jahren von dem Buche gar kein Gebrauch mehr zu machen ist und jede ordentliche Bibliothek sich schämen muß, es in ihrer Sammlung zu besitzen. Man kann sich übrigens auch denken, daß, da es der Geschmack unserer Nachdrucker ist, der in der Regel die Auswahl trifft, wir gerade mit werthvolleren und wissenschaftlichen Werken am schlechtesten versehen sind. Das Begehren der Menge leitet ihre Unternehmungen, und so muß oft derjenige, der nicht zu dieser Menge gehört, auf die Befriedigung seines Bedarfs ganz verzichten, da aus England nur wenig Originalwerke nach Amerika jetzt kommen und wissenschaftliche Männer in Amerika für unsere Druckereien nicht beschäftigt sind.“ — In Belgien und in der Schweiz möge man aus dieser Darstellung eine Nuß-Anwendung ziehen.